



Der Bildhauer Oscar Nemon modelliert Freud, Sommer 1931. (Photo aus dem besprochenen Buch)

Das Beste darfst du doch nicht sagen Freuds «Kürzeste Chronik» 1929-1939

«Spüte Dich Kronos
Fort den rasselnden Trottl!»

Impetus, Raffung dieser Zeilen aus Goethes frühem Gedicht «An Schwager Kronos» (1774) könnten den Rhythmus zur «Kürzesten Chronik» geben: zu den zwanzig Blättern im Folioformat, auf denen Freud in gestochen scharfer gotischer Handschrift seine letzten zehn Lebensjahre protokolliert hat. Goethes Gedicht schildert eine Postchaisenfahrt durchs Gebirge. Die Schilderung der Landschaft wird mit dem Bogen eines Tageslaufs verweben; beides meint dieselbe Sache: die Lebensreise des Menschen. Die Stationen dieser Reise werden nicht direkt beschrieben, sondern sind in einer ruppigen, auch in der Syntax ungeduldigen Adresse «An Schwager Kronos», an den Zeitgott als Kutscher, enthalten. Wo der Reisende noch Kontrolle über die Arbeit des Kutschers zu

behaupten meint, da wird er bereits hingerissen. Und in der raffinierten Verbindung von chronometrischem Lebenslauf und der Veränderung des subjektiven Zeiterlebens des Menschen in verschiedenen Lebensphasen wird auch der Leser von einem Frequenzwechsel im Rhythmus des Gedichtes hingerissen: von einem Moment der Ewigkeit auf dem Gipfel des Berges – des Lebens – in unaufhaltsamer, zielgerichteter Beschleunigung in den Orkus hinab.

Der Rhythmus der Zeit

Freuds Tagebuch der Jahre 1929 bis 1939 liegt jetzt erstmals vollständig veröffentlicht vor. Wer hier die vertraute, kreative Sprache des Wissenschaftlers und Schriftstellers Freud erwartet, wird enttäuscht. Die Chronik ist lückenhaft datiert. Die Einträge sind in einer Art sprachlichem *staccato* gehalten: Namen, einzelne Wörter, kurze Bemerkungen; in der Regel eine einzige Zeile. Die Thematik reicht von Besuchern, Familienangelegenheiten, Krankheiten, Todesfällen, der Erwähnung von Schmuckstücken und Antiquitäten, Publikationen, Übersetzungen und Geldangelegenheiten bis hin zur Politik.

Der Eindruck von Tempo, von Raffung wird durch Freuds graphische Gestaltung der Blätter verstärkt und zugleich rhythmisiert. Der erste Eintrag jedes Monats beginnt mit der Nennung des Datums am linken Blattrand. Bei den folgenden Tageseinträgen wird der Zeilenbeginn jeweils um ein wenig nach rechts verschoben. Ein horizontaler Strich – gleich einem Taktstrich – endigt den Monat. Auf diese Weise wandert jeder Monatsblock quer über das Blatt in der gleichmässigen und strukturierenden Abfolge von Neubeginn und Trennung, von Neubeginn und Trennung: so wie es auch Analysanden in den vier Wochenstunden des psychoanalytischen Settings erleben. Und Freud erschafft sich in der «Chronik» auf diese Weise seine persönliche Ordnung.

Wenn Goethe in seinem Gedicht die Bedeutung des griechischen Wortes *chronos* (Zeit) mit Kronos dem Titanen zusammenbringt, so geschieht dies in Verdichtung einer mythologischen Entwicklungsreihe. In Darstellungen des Kronos fährt dieser auf einem vierspännigen Wagen. Er lenkt die eiligen Pferde mit der linken Hand; in der erhobenen Rechten hält er die Sichel. Die Sichel, so wird interpretiert, bedeute, dass die Zeit alles abmähe. Aber die Sichel hat noch eine frühere, mörderische Bedeutung. Indem Kronos mit der linken Hand die Genitalien seines Vaters Uranos packte, schlug er sie ihm mit der steinernen Sichel in der Rechten ab. Aus Angst vor demselben Schicksal verschlang er dann seine eigenen Kinder. Sein Sohn Zeus wurde gerettet und besiegte und verbannte später den Vater. Von Kronos zu Chronos: ein Fortschritt also im Prozess der Zivilisation.

Die «Kürzeste Chronik» beginnt eine Woche nach dem «Schwarzen Freitag», dem Börsenkrach an der Wall Street. Und sie endet genau eine Woche vor «Ausbruch» des Zweiten Weltkrieges. Als Freud am 31. Oktober 1929 den ersten Eintrag macht, ist er 73 Jahre alt, und er hat den mit der Krebsdiagnose 1923 angekündigten Tod innert fünf Jahren bereits überlebt. Ihm verbleiben zehn weitere Jahre. Er verleiht sie, häufig von Schmerzen geplagt und unter ständiger Bedrohung durch den Krebs, dann auch durch eine Herzattacke, im Schatten des Todes. Mitte Oktober 1929 schreibt Freud aus dem Sanatorium Tegel in Berlin: «Die periodischen Unterschiede von Ferien und Arbeitszeit verschwinden bereits bei mir hinter der langsam und stetig fortschreitenden Senkung der Lebenskurve. Ich glaube, ich

Im Eigenrauschen Die Psychodynamik der Mythen

Für denjenigen, der die Funktionsweise des optischen Apparates untersucht, macht es keinen Unterschied, ob dieses System eine abstrakte Strichfigur wahrnimmt oder ein vertrautes Gesicht. Demjenigen, der das wahrnehmende System «betreibt», hingegen ist das keineswegs gleichgültig. Das macht, auf den Punkt gebracht, den Unterschied zwischen allgemeiner Psychologie und Psychoanalyse aus. Die allgemeine Psychologie interessiert sich ausschliesslich für die Funktionsweise des psychischen Apparates, die Psychoanalyse auch und wesentlich für die Inhalte des Erlebens. Genau dieser Umstand macht die Psychoanalyse so unwiderstehlich attraktiv für die Geisteswissenschaften. Sie erhalten ein Instrumentarium an die Hand, mit dessen Hilfe sie schier grenzenlos interpretieren, deuten, verstehen können. Freud selber entdeckte bereits früh, dass seine Konzepte nicht nur zur Erklärung von neurotischen Symptomen, von Fehlleistungen und Träumen taugen könnten, sondern auch zur Interpretation von Kunstwerken und literarischen Texten. Seither sind psychoanalytische Deutungen von Romanen und Gedichten, von Mythen und Märchen Legion.

Mit dem anzuzeigenden Buch – einer «Summe» seiner jahrzehntelangen Forschung – schiebt sich Norbert Bischof nun an, das Monopol der Tiefenpsychologie auf diesem Felde zu brechen. Seine Überlegungen stützen sich auf den seit Freud ersten Versuch einer umfassenden Deutung der frühkindlichen Entwicklung bis hin zur Adoleszenz auf der Basis des Erlebens. Er lehnt sich dabei an die Phaseneinteilungen Freuds an, interpretiert jedoch diese Phasen nicht allein als Reifungsprozesse der Sexualität, sondern wesentlich auch als Stadien der Entfaltung des individuellen Bewusstseins. Dabei werden die Erkenntnisse Freuds gewissermassen in einer umfassenden Theorie «aufgehoben». 100 Jahre nach den Anfängen der Psychoanalyse erleben wir somit die Rückkehr der akademischen Psychologie zu den Inhalten des Erlebens.

Die zentrale These Bischofs lautet, dass die Mythen nicht die Entstehung der Welt beschreiben (im Sinne einer Kosmologie), sondern dass sie Stadien der Bewusstseinsentwicklung in der frühen Kindheit und der Adoleszenz darstellen. Mythen sind daher als Abbildungen der menschlichen Motivdynamik und ihrer typischen Konfliktmöglichkeiten zu lesen. Die Fruchtbarkeit dieser Sichtweise wird an einem mit grossem

Fleiss und beträchtlicher Sachkenntnis zusammengetragenen und kommentierten Material eindringlich demonstriert. Die Welt der Mythen und Märchen verschiedener Völker und Zeitalter erschliesst sich überraschend einleuchtend, auch bezüglich gelegentlich bizarrer Details.

Seine ursprüngliche Macht, Lebenshilfe durch Sinndeutung der objektiven Welt zu leisten, gewinnt der Mythos durch diesen Deutungsansatz freilich nicht wieder. Diese Funktion haben mittlerweile längst Surrogate mythenähnlicher Natur übernommen, insbesondere politische Ideologien. Deren Extremvarianten, den Rechts- und den Linksradikalismus, versucht Bischof aus dem Weltgefühl der Trennungsmysmen zu verstehen. Aus der nicht adäquaten Bewältigung der Entwicklungsaufgaben der «ödipalen Phase» resultiert eine Entwicklungsschwäche, deren psychodynamische Ursache laut Bischof im Unvermögen begründet ist, um das eigene Ich und im gesamten seelischen Raum feste Grenzen zu ziehen. Diese Ich-Schwäche führt zu einer «Revolution der Gestörten», deren Analyse zu den anregendsten und spannendsten Partien des Buches zählt.

Man kann schwerlich so intensiv und ausführlich über Mythen reden, ohne am Ende nicht auch noch auf die Religion zu sprechen zu kommen. (Auch hier ist eine Parallele zu Freud festzustellen.) So kommt denn auch Bischof nicht darum herum, im allerletzten Kapitel des Buches mit viel Behutsamkeit in der Formulierung, aber nicht weniger Entschiedenheit in der Sache doch noch seine Schlüsse in dieser Angelegenheit darzulegen: Wenn alle «Naturvölker» Gottesvorstellungen haben, oft sogar mit monotheistischer Färbung, oder wenn in den Mythen der ganzen Welt von Paradies, Sintflut und vielen weiteren aus der Bibel bekannten Inhalten die Rede ist, dann sieht Bischof in dieser Konvergenz nicht den Ausdruck einer Uroffenbarung, sondern den transkulturell einheitlichen Nachhall kindlicher Welterfahrung. Was immer wir über Gott aussagen, welche Eigenschaften, Motive, Verhaltensweisen wir ihm zuschreiben, «all das ist anthropomorphe Konstruktion, Projektion, Eigenrauschen unseres mythenbildenden Apparates, konkreter gesagt, es ist Kindheits Erinnerung, deren beruhigende Evidenz allein darin gründet, dass wir alle an ihr teilhaben».

Wolfgang Marx

Norbert Bischof: Das Kraftfeld der Mythen. Signale aus der Zeit, in der wir die Welt erschaffen haben. Piper-Verlag, München 1996, 784 S., Fr. 62.–

Degen- und Wortgefechte

Tanja Kinkels Roman
«Die Schatten von La Rochelle»

Die Zeit hält das Ganze zusammen: die Geschichte des Kardinals Armand Richelieu. Aufsteiger und Altadelige, Franzosen und Engländer, Spanier und Deutsche treffen aufeinander, und sie kämpfen für oder gegen den immer mächtigeren Kirchenfürsten, der die Hafenstadt La Rochelle aushungert und den Hugenotten die politischen und militärischen Sonderrechte wieder nimmt, die sie seit dem Edikt von Nantes besaßen. Ludwig XIII., der sich von seiner spanisch-italienischen Mutter freimachen soll, muss sich dem Willen seines geistlichen Ministers beugen; an ihn ist er wie ein siamesischer Zwilling gebunden. Aber er profitiert von Richelieus rücksichtslosem Willen, den Adel zu ducken und Frankreich zu einer europäischen Grossmacht zu erheben.

Das alles weiss man aus der Geschichte. Aber hat jemand, der diesen Roman liest, sie studiert? Wohl kaum. Ein historischer Roman will vergangenheitswärtigen, was vergangen ist, und die Erzählung soll unterhalten. So weckt sie das Vergnügen an historischen Gegenständen, und der Autor setzt seine Routine, im besseren Fall: Artistik der Darstellung dazu ein. Sie beruht auf der poetischen Lizenz, die Fakten zur Fiktion zu befördern.

Die Vorbilder sind bekannt: Walter Scott, Achim von Arnim und die grossen Franzosen. Tanja Kinkel nennt im Nachwort Alexander Dumas' «Die Drei Musketiere» von 1844. Ohne sie wäre das Buch so nicht geschrieben worden. An Mänteln und Degen fehlt es nicht, und die Episoden fügt Tanja Kinkel wie Dumas zum Handlungsstrang zusammen. Sie wechselt zwischen Fortführung und Rückblenden und gibt gelehrte Zitate als ehrgeizige Motti hinzu. Die Konflikte und Intrigen in den Patrizierhäusern und Adelspalästen werden in mörderischen Wortgefechten vorgeführt; in ihnen bleibt niemand unverletzt, und die Wunden gehen tiefer als ein Degenstich.

In den Konflikten zwischen Vätern und Söhnen, Söhnen und Müttern, Ehefrauen und Geliebten geht es um Kontinuität und Willen zur Macht. Die seelischen Mechanismen, die dahinterstecken, kommen – vor allem in den Dialogen – bis zu einer gewissen Tiefe, aber stimmig zur Sprache, und die ist von heute. Das gehört zur Freiheit des Schreibens.

Bernhard Gajek

Tanja Kinkel: Die Schatten von La Rochelle. Roman. Blanvalet-Verlag, München 1996, 413 S., Fr. 42.–

habe ein Recht auf Ruhe.» Auf politisch-kultureller Ebene dokumentiert die «Kürzeste Chronik» eine Zeit der Verzweiflung. Totalitäre Systeme, Verfolgung und Repression halten grosse Teile Europas im harten Griff. Freud spricht von einer Zeit nahezu «vorgeschichtlicher Barbarei» und des Niedergangs der europäischen Kultur.

Zeigleich mit dem Beginn des Tagebuchs gab Freud eines seiner wichtigsten, meistgelesenen und unter Fachleuten meistdiskutierten Werke in Druck: «Das Unbehagen in der Kultur». In diesem kulturkritischen Essay verknüpft Freud noch einmal die wichtigsten Themen seines Lebenswerks. In düsterer Stimmung, durch viele Zweifel hindurch und mit explizitem Verweis auf die gegenwärtige Zeit entwirft er ein überschattetes Bild des Menschen in seiner Kultur: «Man möchte sagen, dass der Mensch «glücklich» sei, ist im Plan der «Schöpfung» nicht enthalten.»

Eros und Thanatos

«Das Unbehagen in der Kultur» beschreibt die Entwicklung des Einzelnen, den Kulturprozess sowie die Entfaltung organischen Lebens überhaupt als *Streit der Giganten*, als einen Kampf zwischen Lebenstrieb und Destruktionstrieb, zwischen dem «ewigen Eros» und seinem ebenso unsterblichen Gegner Tod. Diese Dichotomie des Triebbegriffs ist eigenartig, denn wenn wir den Destruktionstrieb mit dem bösen Prinzip identifizieren, so wie es Mephistopheles in Goethes «Faust» tut, dann wäre die Gegenkraft doch eigentlich das Gute oder das Heilige. Freud verweist: der Teufel selbst schildert die Kraft der Natur zur Mehrung des Lebens, also Eros, als *den* Gegner: «Der Luft, dem Wasser, wie der Erden entwinden tausend Keime sich...»

Michael Molnar, umsichtiger Herausgeber und hervorragender Kommentator des Freud-Tagebuchs, beschreibt dieses als Fortsetzung oder Schattenbild des «Unbehagens in der Kultur». Dessen zentrales Thema gibt ihm Anlass dazu, die «Chronik» als eine Art Bilanz des Kampfes zwischen Eros und Thanatos zu lesen. Dem Ich in Goethes Gedicht bleibt letzterer Teil erspart. Wohl werden die Leiden des Alters dort drastisch geschildert, doch durchlaufen muss das Ich sie nicht. Der Dichter erlaubt noch einen Moment der Ekstase, und schon ist der Reisende durchs Höllentor hindurch, woselbst er als Fürst empfangen wird. Das Ich hat seinen eigenen Tod verpasst. Vielleicht verfehlt?

Freud blieb die Erfüllung seines Wunsches nach einem ruhigen Lebensabend versagt. Im Zeitraum von 1929 bis 1939 erleidet er allein zwanzig Kieferoperationen. Der Index der Krankheiten, den Molnar erstellt hat, umfasst beinahe zwei Seiten. Neben Körperfunktionsverlust und Beschwerden treten die seelischen Schmerzen und Verluste des Alters. Häufige Kreuzzeichen markieren ebenso viele Tode: von seinen alten Tarockpartnern, von Kollegen, von Freunden und Freundinnen wie Lou Andreas-Salomé,

von Feinden wie Alfred Adler; den Herztod seines Hundes Jofi. Als er vor den Nationalsozialisten aus Wien flieht, muss Freud dies in Ungewissheit über Angehörige und Freunde tun. Als er am 6. Juni 1938 in London ankommt, weiss er noch nicht, dass die Prinzessin Marie Bonaparte seine gesamte Habe, die Bücher, die heissgeliebte Antiquitätensammlung, retten wird. In der Emigration wird ihm der Verlust des Deutschen, der Sprache seines Denkens und Fühlens, sehr schwer werden.

Bei allem Schmerz, allem Ungemach gelingt es Freud doch, bis kurz vor seinem Tod ein ausgefülltes und engagiertes Leben zu leben. Er wird in einem Beziehungsnetz von Familienangehörigen, Freunden und Kollegen gehalten. Sofern sein Gesundheitszustand es erlaubt, empfängt er Besuche und bleibt ein engagierter Briefschreiber. In den zehn Jahren, die von der «Chronik» dokumentiert werden, entstehen weitere Publikationen, darunter die «Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse» (1932) und das eigentliche Spätwerk «Der Mann Moses und die monotheistische Religion» (1937).

Die grosse Leidenschaft dieser späten Jahre Freuds ist seine Antiquitätensammlung. Molnar hat dies sehr schön herausgearbeitet. Eine seiner Trouvaillen sind die – Molnar meint: zufälligen – Namen von Freuds Antiquitätenhändlern. Fröhlich, Lustig, Glückselig – diese Namen können auch wegweisend verstanden werden für das, was Freud in seinen antiken Statuen, Objekten und Vasen suchte und fand.

Dass sein Werk keine öffentliche Anerkennung erhielt, das blieb für Freud zeitlebens ein steiniges Thema. «Im Nobelpreis übergangen», lautet der allererste Eintrag der «Chronik». Im folgenden Jahr heisst es bitter: «Im Nobelpreis endgültig übergangen.» Doch auch eine grosse Freude wird Freud in diesen Jahren zuteil. Ende Juli 1930 erhält er die Mitteilung, dass die Stadt Frankfurt ihm den Goethe-Preis zuerkannt hat.

In seiner Dankesrede, die Tochter Anna an der Feier vorliest, geht Freud auf die Bedeutung der ersten Beziehung des Kindes für die Entfaltung von Begabung und Kreativität ein. Dieses Thema hat Freud wiederholt beschäftigt. In seiner Goethe-Studie «Eine Kindheits Erinnerung aus «Dichtung und Wahrheit» (1917) vergleicht sich Freud, selber der Erstgeborene und Liebling seiner Mutter, mit Goethe. «Ich bin ein Glückskind gewesen», heisst es da. Doch ob Freud sich selber als «Hans im Glück» erlebt hat, wie Molnar ihm das nahelegt und ihm das ja auch wünscht? Wer wagt zu wagen? Dass auch Freud ein sorgsamer Verhüller war, das lässt er Anna am Ende der Dankesansprache zuhänden Goethes und mit Mephistos Worten sagen: «Das Beste, was du wissen kannst, / Darfst du den Buben doch nicht sagen.»

Sabine Richebächer

Sigmund Freud: Tagebuch 1929-1939. Kürzeste Chronik. Herausgegeben und eingeleitet von Michael Molnar. Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Basel 1996, 509 S., Fr. 98.–